

Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

Jahrgang 30.

Grand Island, Nebr., 22. April 1910. Zweiter (Theil.)

Nummer 34.

Frühlings-Botschaft.

Schon enthaucht des Windes Streichen
Dunklen Zukunftsmärchenlaut,
Der von Wonnen ohne Gleichen
Frücht'ge Botschaft uns vertraut!

Werdelaß und knospend' Ahnen
Laut hernieder, schwillt hinan,
Und dem Lebensheit' ren Mahnen
Sind die Herzen aufgethan.

Wie am Abend vor dem Feste
Rebt in Hoffnung froh das All,
Nacht, ihr holden Lenzesgäste:
Welchen, Rose, Nachtigall!

Kann kein Frühling auch erfüllen,
Was das Herz so mächtig schwellt,
— Selig, wer da träumt im stillen
Eine ewig blüh'nde Welt!

Martha Hellmuth.

Der Fund.

Von Michel Thivors.

Ein halb zwei Uhr nachts. Wer spaziert da in der von einigen Gaslaternen spärlich erleuchteten Vorstadtstraße?

Es sind M. und Mme. Voule, zwei friedliebende Eheleute aus Baugard. Er ist klein, wie eine Angel, sie lang und mager wie ein in die Höhe geschossener Spargel. Ihre beiden Schatten zeichnen auf dem Trottoir zwei drohliche Silhouetten.

M. und Mme. Voule kommen aus dem Konzert. Ein Freibillet kann man doch nicht gut zurückweisen! Sie haben ein langes, sehr langes Konzert gehört.

Nichtsdestoweniger freuen sie sich, auf ihr Zuhause, sie, die so gewohnt sind, rechtzeitig schlafen zu gehen, sind nicht gern in so später Stunde unterwegs.

Und was für eine Straße! Kein Licht hinter den Fenstern, keine Pfosten. Alle Häuser, denen die Nacht ein gepenliges Aussehen verleiht, wenigstens scheint es Mme. Voule so.

„Hier ist es so unheimlich.“
Nestor zuckt statt jeder Antwort mit den Achseln. Ein Mann läßt sich nicht durch so kindisches Geschwätz beeinflussen, das vielleicht das Hirn einer schwachen Frau beschäftigen könnte.

Nichtsdestoweniger findet er, daß es recht kühl ist, und daß er es richtig fände, etwas schneller zu gehen. Man kann sich so leicht eine Erkältung holen!

Mme. Voule verlangt nichts Besseres. Die beiden Ehegatten beschleunigen ihre Schritte. Nach Verlauf von fünf Minuten hält die Angel atemlos inne.

„Uff! Zu sehr erhigen darf ich mich auch nicht! Ich hole mir noch etwas.“
Er zieht sein Taschentuch heraus, um sich den Schweiß von der Stirn zu trocknen. Mme. Voule stolziert unruhig einher. Ihr langer Hals dreht sich geängstigt nach rechts und nach links, während ihre Augen wie zwei Bohrer das Dunkel der Straße zu durchdringen versuchen.

Wöglich greift sie erschreckt nach M. Voules Arm.

„Nestor! ... ein Mann! ... flüstert sie mit erschütterter Stimme.
„Wo denn?“ fragt M. Voule, der sehr kurzschichtig ist.

„Ein Mann verfolgt uns ... Er brüht sich an die Mauer ... Siehe: ist das ein Räuber!“
Abermals zuckt Nestor mit den Achseln.

„Du bist närrisch, Euphemie ... Die Straße ist doch nicht für uns allein da ...“
Ihn fröstelt ein wenig, den braven M. Voule, zweifellos wird es ihm wieder kühler!

Die beiden Eheleute hasten vorwärts.

Alle Augenblicke dreht sich Mme. Voule um.

„Ist er immer noch da?“ fragt M. Voule leise.

„Immer noch ... er ist nur noch ein paar Schritte hinter uns ... jetzt bleibt er stehen, blüht sich ... bleibt wieder stehen ... Ach, Nestor! ...“
Verzweifelt umklammert Euphemie ihres Mannes Arm.

„Was ist denn?“
„In seiner Hand hält er etwas Glänzendes ... ein Messer ...“

„Ein Messer ...“ stammelt M. Voule.
„... fer, ja! ...“ vollendet Mme. Voule zähnelappend. „Und was für ein Gesicht der hat! ... Ich fürchte mich zu Tode!“

M. Voule hat keine Angst. Wirklich nicht! Er hat gar keine Angst! Aber unüberlegter Muth ist kein Muth mehr, er ist Tollkühnheit! ... Und M. Voule will nicht tollkühn sein!

„Laß uns ganz schnell gehen!“ entschied er männlich. „Aber so, daß es nicht merkt, sonst denkt er noch, wir haben Angst ...“

Die beiden Gatten beschleunigen ihre Schritte. Eine Querstraße, da wohnen sie ... Endlich! Sie biegen schnell ein ... ob sie der schreckliche Räuber noch immer verfolgt?

Mme. Voule macht immer längere Schritte ... ohne den dicken Kleinen Voule, der auf seinen kurzen Beinen so gut er kann, schweigend und schmausend trippelt, wäre sie doppelt so schnell vorwärts gekommen.

Wöglich flüstert Mme. Voule angstvoll: „Da ist er!“

M. Voule klammert sich, sei es nun aus Gattenliebe oder aus einem anderen Grunde, fest an seine Frau ... Da tönt hinter ihnen eine Stimme: „Hi, hören Sie doch! Warten Sie doch mal!“

Der Räuber läuft hinter ihnen her ... Ihre Schnelligkeit vermindert sich in eine klägliche Flucht. Keuchend, athemlos machen sie vor ihrer Haustür Halt und drücken auf die Klingel.

Doch, o Schreden! Die Tür bleibt geschlossen ... Der Portier hat einen festen Schlaf ... Und der Keel hat sie bald eingeholt ...

Und das Messer schon an der Kehle fühlend, schreien die beiden Ehegatten aus Leibesträften:

„Hilfe! ... Hilfe! ... Mörder! ... Diebe! ...“

II.

Ein halb zwei Uhr nachts. In der entlegenen, nur von einigen Gaslaternen spärlich erleuchteten Vorstadtstraße spazierte Beuredebic.

Die nackten Füße in durchlöcherter Stiefeln, den Kragen seines alten schäbigen Rockes hochgeschlagen, auf dem Kopf eine jämmerlich abgetragene Mütze, wandert der arme Keel frierend einher. Seit dem Vorabend hat er nichts gegessen, und er hat wenig Aussicht, wieder etwas in den Magen zu bekommen.

Seit zwei Monaten ist Beuredebic ohne Arbeit.

Vor ihm auf dem Trottoir zeichnen sich die Silhouetten von M. und Mme. Voule ab. Beuredebic läßt seinen prüfenden Blick über das Paar gleiten.

„Wohlhabende Bürgerleute, die sich satt essen können“, murmelte er vor sich hin. „Die Glücklichen essen alle Tage ... Vielleicht kann ich's morgen auch wieder, wenn ich Arbeit finde.“

Mit dieser Hoffnung setzte Beuredebic seinen Weg nach den Festungswerten zu fort, um sein Nachlager, einen alten verlassenen Steinhaufen, den er entdedt hat, aufzusuchen.

Wöglich stößt sein durchlöcherter Stiefel an etwas auf dem Boden.

Beuredebic bückt sich, hebt den Gegenstand auf und geht unter eine Laterne, um seinen Fund zu prüfen.

Sein Mund und seine Augen vergrößerten sich zusehends.

„Ein Armband ... Ein Armband aus echtem Gold! ... Das Ding muß großen Werth haben!“

Sein erster Gedanke war, „Das Ding“ in die Tasche zu stecken. Was für eine Schlemmerei morgen früh wenn er es verkauft haben würde!

Aber schon erhob, sich eine Stimme in ihm und verpötte ihn: „Es verkaufen! ... mit deinen Kleiden, deinem ruppigen Aussehen! ... Das glaubst du selbst nicht, Beuredebic! ... Der erste Juwelier, dem du es anbietest, wird dich festnehmen lassen!“

„Polle!“ sagte er sich, „vielleicht hat die lange Frau mit dem dicken Männchen das Armband verloren. Ich bringe es ihr, und da können sie nicht anders, sie müssen mir eine Belohnung geben!“

Gesagt, gethan. Beuredebic versuchte, das Paar einzuholen, deren Dank und hundert Sousstücke ihm sicher schienen.

M. und Mme. Voule wünschten, wie man weiß, nichts weniger, als von ihm eingeholt zu werden. Sie gingen, so schnell sie ihre Füße tragen konnten.

Beuredebic ging schneller. M. und Mme. Voule liefen. Beuredebic auch.

M. und Mme. Voule rannten. Beuredebic rief verdutzt: „Hi! Hören Sie doch mal!“

Er wollte doch keine Belohnung haben! Die hatte er doch reichlich verdient! Und so rannte er auch, was er rennen konnte.

Aber als er ihr Zetergeschrei: „Hilfe Mörder!“ hörte, dachte er sich: „Die sind verrückt!“

M. Voule mit seinem Regenschirm in der Luft herumfuchtelte.

Im Nu wurde Beuredebic abgeführt.

„Ach, du Schurke, dir hilft kein Zeugnen!“ triumphtierte der Schutzmann, ihm das Armband aus der Hand reißend.

„Ich habe es gefunden“, sagte Beuredebic kläglich, „und wollte es abgeben!“

Er konnte nicht weiter sagen, da die Gefängnisthür sich hinter ihm schloß.

III.

Heute gefällt sich M. Voule in der Rolle eines Helden. In dem kleinen Cafe, in dem er jeden Nachmittag von fünf bis sieben Uhr sitzt, um Stat zu spielen, erzählte er seinen gespannt lauschenden Zuhörern von einem bis an die Zähne bewaffneten Meuchelmörder, der ihm eines Nachts, als er mit seiner Frau nach Hause ging, in den Weg getreten war. Er verfehlte auch nicht, seinen Mut und seine Kaltblütigkeit leistungsvoll zu erwähnen, und jedesmal vermehrte sich seine Erzählung um eine Heldenthat.

Und Beuredebic? Beuredebic ist verurtheilt worden! Mit dem Armband in der Hand festgenommen, was konnte da sein klägliches Zeugnen helfen?

Doch da er noch niemals vorbestraft war, wurde Nachsicht mit ihm geübt, und er kam mit vier Monaten Gefängnis davon.

Der Beweis, daß es immer gut ist, ein gutes Vorleben zu haben.

Die rothe Markowa.

Erzählung von Ernst Georgy.

Zinaide Markow, im Ort schlechthin die „rothe Markowa“ genannt, schaute von der kleinen Treppe, die zu ihrem Geschäft emporführte, noch einmal über den stillen, schlecht beleuchteten Platz. Hinter der kleinen Duma, dem Stadt-Verwaltungshaus, verschwand eine Kosakenpatrouille. Sonst war niemand zu ersehen. Nicht einmal hatte heute die grelle Magazinglocke angeschlagen, nicht ein Käufer den Laden betreten. Keine Kopeke in der Kasse, aber der Termin vor der Thür, wo die Wechsel und Rechnungen zu bezahlen waren. Wenn der Gatte, der als Reisender für eine Warschauer Firma reiste, nicht die richtigen Summen sandte, dann kündigte der Hauswirth und die Lieferanten liehen pfländen, wie sie seit Jahresfrist drohten. Die Markowa hütete trübe vor sich hin, dann strich sie über ihre rothen Haare und bereitete unter Seufzen alles für die Nacht. Die Holzläden wurden vorgelegt, die Schränke verriegelt, die offenen Waaren mit Tüchern bedekt, nur die leere Blechschachtel, die Kasse, ließ sie stehen. Die stahl heute niemand! Sie trat in das angrenzende Zimmer, das als Wohnraum diente. Ihre Kinder hatten die mit Wasser geladete Grube verzehrt und saßen arbeitend und grübelnd hinter ihren Büchern. Man sprach wenig bei den Markows.

„Nun, Mutter, bist müde?“ fragte Peter, ihre Gestalt mit dem Blick seiner dunklen Augen fastig umfängend.

Sie nickte kummervoll, erschaut und erfreut zugleich. Die Markowa konnte kaum lesen und schreiben, litt darunter und fühlte tiefe Ehrfurcht vor ihren gebildeten Kindern. Ihr Mann und sie hatten elend gedacht, damit die Kinder lernten.

„Nun hast du uns bald über den Berg!“ erklärte Peter und nickte ihr zu. „Es kommen bessere Zeiten!“ Er schritt an ihr vorüber zur Treppe, um Anryll zu folgen. Eine Sekunde strich seine Hand fohend über ihre Wangen. Dann verschwand er.

Das war ihr noch nicht passiert, der rothen Markowa! Ein Erzittern glitt über sie hin. Zärtlichkeiten oder Verlebensweise waren ihr noch nicht begegnet. Mit verklärtem Lächeln tappte sie sich langsam hinaus. Eine verpestete Luft schlug ihr aus dem Raume, der nie gelüftet werden konnte, entgegen. Nur halb entkleidet, warf sie sich auf das harte, schmucklose Bett nieder. Eine Woge heißer Färslichkeit für ihren hochbegabten Aeltesten hob ihr nach außen so kalt scheinendes Muttergefühl noch höher. Die Markowa lauschte hinaus, sie hörte die hölzernen Treppen knarren. Ihr schien es, als dränge auf einmal dumpfes Stimmengemurmel durch die dünnen Wände zu ihr. — Ein kaltes Entsetzen läunte ihren Blutstrom, so daß ihr der Athem eine Sekunde verging. Mit einem Schlage war ihr klar, was da

in dem fensterlosen Zimmer hinter dem Laden vorgehen mochte. Es lag in der Luft. Alle Welt raunte es sich zu, daß die Revolutionäre wieder am Werke waren, daß geheime Versammlungen stattfanden. Das Weib verschlang die Hände in wilder Angst. Wenn ihre Kinder mit den anderen im Bunde waren, wenn ihre Wohnung etwa der Schauplatz solch verbotenen Zusammenkommens — — — und die Polizei erfuhr davon — — —

An allen Gliedern bebend erhob sie sich und schlich barfuß durch den kleinen Gang bis zu der Thür. Licht schimmerte durch die Ritzen. Vorsichtig gedämpftes Sprechen ertönte. Eine fremde tiefe Stimme ward hörbar. Die Markowa drückte ihr Ohr gegen ein Astloch, das tief im Holze lag und verharrte in der gebildeten, unbequemen Stellung, während ihr Herz so wild pochte, daß sie anfangs den Sinn der Rede des Unbekannten kaum verstand. Erst nach und nach erfaßte sie, was er sagte.

Er schilderte die unerhörten Grausamkeiten, die in den Gefängnissen vor sich gingen, die schrecklichen kläglichen Hinrichtungen, die Blindereien, die mit den Hausfuchungen verbunden waren. Und alle Greuel schob er dem Gouverneur zu, der bei Wein und Spiel mit französischen Weibern seine Tage verbrachte, während das Gouvernement unter seinem Druck litt und der Zustand des verfallenen Schutzes ihm die Rechte eines Selbstherrschers gab.

„Und was habt Ihr beschlossen?“ hörte sie Andotja fragen.

„Er stirbt durch die Kugel. Nur sein Tod bringt uns Rettung, denn einer seiner Spürhunde hat eine Lüste in Händen, auf der all unsere Namen stehen. Wir in der Gouvernementsstadt können morgen schon verhaftet werden, darum müssen wir euch die Mission übertragen“, antwortete der Fremde.

„Das Loos entscheide!“ erklärte Andotjas kühle helle Stimme.

„Drei müssen bereit sein, damit nichts fehlschlägt!“

„So losen wir dreimal!“
Man hörte leises Stühlerücken, das Zerreißen von Papier.

„Peter Markow zum ersten! — Anja Strenski! — Andotja Markowa!“ — sprach wieder der fremde Mensch. „Rehmt ihr an?“

„Ich nehme an!“ erklärte ihr Aeltester.

„Ich auch, mit Freunden!“ rief ihre Tochter unwillkürlich lauter, worauf sofort ein Rischen als Ermahnung folgte.

„So werde ich euch das System erklären und den Stadtplan geben. Wir müssen den Ort vorsichtig wählen. Am besten in der Nähe des Stadtparts. Dort wollen wir uns sammeln und mit den Arbeitern aufstellen. Die Aeltern, die Wäme und die vielen Menschen erleichtern die Flucht, die wir dann beden können!“
Seht her — — —

Die Kraft der Markowa war erschöpft. Sie schlich sich in ihren Altkoer zurück, tauerte sich auf den Boden, lehnte die Stirn gegen den Bettrand und stierte vor sich hin. Ihr schien, als hätten sich Bergeslaffen auf sie genähert und raubten ihr die Denkfraft, lähmeten jede klare Empfindung. — — — Das war ja das Furchtbarste von allem! Ein Attentat auf den Gouverneur! Und ihre Kinder, ihre Kinder. — — —

Der Tag kam. Peter und Andotja schienen zwar etwas blaß, waren sonst aber unverändert. Anryll lernte eifrig. Die Markowa wachte nicht, ob er überhaupt an der Verhörung betheilig war, Wortkarg wie immer lebte die Familie nebeneinander. Mit Hilarbeit beschäftigt hockte die Mutter im Laden, in den kein Käufer kam. Kein Mensch sah dem bleichen Weibe mit dem von Entbehrung und Hunger abgestumpften Gesichtsausdruck die wilden, verzweifelten Pläne an, die ihr fieberhaft arbeitendes Hirn kreuzten. — Am nächsten Tage schickte der Vater aus Warschau fünf Rubel. Das war gut! Die Vorräthe waren erschöpft. Der Kaufmann gab nichts mehr, und Andotja mußte Lebensmittel vom andern Ende der Stadt holen damit er nicht das Geld mit Beschlag belegte. — Die Stunden verstrichen. Und zum ersten Male erschien es der Markowa, als ob sie rasten.

Das beständige: „Was thun? Was thun?“ trieb sie auch fast an den

Rand des Wahnsinns. Endlich schien ihr eine Erleuchtung zu werden. Eine stille Energie kam über sie. Ihr Antlitz erhielt seinen stumpfen Ausdruck zurück. Nur scharfe Beobachter hätten in ihren Blicken etwas verhalten Wildes finden können. Wer hatte jetzt aber Gedanken für andere?

„Ich muß zum Kattunlieferanten in die Stadt“, erklärte die Frau am Sonnabend Morgen ihren Kindern, nahm den alten Hut, den schmierigen Mantel und preßte die Hand auf die Tasche, die merkwürdig abstand. Sie begegnete keiner Gegenrede. Nur Anryll fragte: „Bist du Abends zurück?“

„Ich denke“, lautete ihre Antwort. — „Ich denke“, lautete ihre Antwort. — „Ich denke“, lautete ihre Antwort. —

Ein seltsames Lächeln umspielte ihre blauen Lippen, als sie den Zug bestieg. Ihre Finger umklammerten den Revolver, den sie mühsoll der Tochter aus dem ärmlichen Reisefleischbeutel entwendet hatte. Aber ihr Herz schlug ruhig, kein Nerv in ihr zitterte. — In der Gouvernementsstadt angekommen, gab sie sofort eine Depesche nach Warschau auf, in der sie dem Gatten telegraphierte: „Komme sogleich heim, Kinder holen. Unglück geschehen.“ Sie bezahlte mit der letzten Kopeke, die ihr von den überfandenen fünf Rubeln geblieben war. Nun hatte sie kein Geld zur Rückfahrt. Nun mußte es geschehen.

Ohne zu zittern, stand sie endlich vor dem hünenhaften Manne in der kostbaren goldgestickten Uniform, der sie hochmüthig musterte und seinen Bart mit gepflegter Hand, an der Zuehlen blühten, strich. Er war in seinem Sessel vor dem Schreibtisch sitzen geblieben. Hinter ihr, an der Thür, waren zwei Kosaken postirt.

Der Gouverneur las ihr Nationale, das ein anderer aufgeschrieben und ihm überreicht hatte: „Sprich, Weib“, befahl er endlich. „Ich habe wenig Zeit!“

„Morgen ... am Sonntag ... bei der Prozession“, sagte sie langsam, „will man Euer Erzellenz am Stadtpart beim Denkmal ... ermorden.“

Er hob den Kopf. Sein rothes Antlitz erblähte. „Wer?“ stieß er hervor.

Sie zog den Revolver aus der Tasche, dessen Bau sie sorglich studirt hatte, ihre Finger packten den Hahn, noch von der Schürze verborgen.

„Rehn junge Leute sind mit Brownings bewaffnet.“

„Kennst Du sie persönlich?“ fragte er erbebend.

„Ja!“

„So nenne sie, gute Frau“, flehte er mit weißen Lippen und zitternden Händen.

Die Markowa wandte sich langsam nach den Soldaten um. „Darf ich sie Eurer Erzellenz leise sagen“, meinte sie unentschlossen, „ich möchte ... nicht ...“

Der rüstige Mann war vor Angst fast sinnlos. „So tritt heran“, stammelte er. „Du wirst reich belohnt werden! Aber wage nicht zu lügen, sonst — — —“

Seine Augen hingen an dem Weibe in seiner ärmlichen Kleidung. Er glaubte, daß Hunger und Gelo sie zu der Berrätheri trieben. „Ich schenke dir tausend Rubel, wenn — — —“

Schon stand sie neben ihm und beugte sich vor.

Ehe er zur Besinnung kam, hörte er Schreie, fühlte etwas kaltes an seinem Kopfe und vernahm einen Knall. Dann sank er hintenüber und schlug zu Boden.

Sie, die nie eine Waffe in Händen gehabt, hatte gut getroffen. Der Gouverneur war todt. Mit kaltem Lächeln und geheimem Frohlocken ließ sie sich von den hinzuströmenden Männern niederschlagen, treten und fesseln. Das Regierungs-Gebäude, dann die ganze Stadt geriethen in wilde Aufregung, als die Kunde von dem gegliederten Attentate sich verbreitete. Man schleppete die Wörderin ins Gefängniß.

Die rothe Markowa verzweigte jede Nahrung. Sie sprach kein Wort mehr nach ihrer That und ließ sich mißhandeln und hängen, ohne Schmerz oder Angst zu verrathen. Peter und Andotja brauchen nicht zu Rördern zu werden. „Die Kinder sind gerettet. Was kommt es auf mich an?“ war ihr letzter Gedanke.

Auch die neuen Schlachtschiffe stellen sich so teuer, als ob sie zum tagtäglichen Lebensunterhalt gehörten.

Fulton's erstes Fahrgele.

Als Robert Fulton, der Erfinder des Dampfschiffes, seine erste Fahrt auf dem Hudson unternahm, deren Andenken kürzlich in New York gefeiert worden ist, ereignete sich ein kleiner Zwischenfall, der nicht allgemein bekannt sein dürfte, den aber Fulton niemals vergessen hat.

Das kleine Dampfschiff „Clermont“ hatte den Endpunkt der ersten Fahrt, Albany, erreicht und wurde eben wieder in Bereitschaft gesetzt für die Rückfahrt nach New York. Die ganze Bevölkerung der Stadt hatte sich am Ufer versammelt, um das merkwürdige Fahrzeug in Augenschein zu nehmen, aber nur Wenige waren kühn genug, das Schiff zu betreten.

Endlich wagte das ein älterer Mann. Er suchte Fulton selbst in seiner kleinen Kabine auf und fragte: „Sie sind wohl Herr Fulton, wie ich annehmen darf?“

„Ja.“

„Rehren Sie mit diesem Schiffe nach New York zurück?“

„Wir werden den Versuch machen.“

„Hätten Sie etwas dagegen, wenn ich die Rückfahrt mit Ihnen machen würde?“

„Wenn Sie es wagen wollen, bin ich es gern zufrieden.“

„Wie hoch beläuft sich das Fahrgele?“

Nach kurzer Ueberlegung verlangte Fulton sechs Dollars, und als ihm die Gelbsumme in die Hand gelegt wurde, blickte er sie in Gedanken versunken einige Zeit an und zwei dicke Thränen perlten ihm die Wangen herab.

Sich zu seinem Passagier wendend, sagte er: „Entschuldigen Sie, mein Herr, dies ist der erste Lohn, den ich für alle meine Bemühungen erhalten habe, die ich bei meinen Versuchen, den Dampf der Schifffahrt dienstbar zu machen, hatte. Mit Freuden würde ich dieses Ereigniß mit einem kleinen Festessen begehen, aber ich bin dazu jetzt zu arm. Wenn wir uns wieder begegnen, hoffe ich in besseren Umständen zu sein.“

Wie aus der Geschichte hervorgeht, endete diese Fahrt glücklich.

Vier Jahre später sah Fulton wieder in der Kabine seines Dampfers, der jetzt den Namen „North River“ führte, als ein Herr dort eintrat. Raum war Fulton seiner ansichtig geworden, als er von seinem Stuhle aufsprang und ihm freudig erregt die Hand schüttelte. Es war sein erster Passagier, und bei dem kleinen darauf folgenden Festessen erzählte Fulton dann allen anwesenden Gästen die Geschichte des ersten Ertragnisses seiner Erfindung.

Die Fennische des armen Mädchens

In Philadelphia erinnert eine Marmorafel an ein kleines armes Mädchen, dem man ein großes Hospital und eine Schule für 1400 Schüler zu verbanken hat. Sein Name ist May Wyatt.

Das Kind wollte sich in die Sonntagsschule seiner Parochie aufnehmen lassen, konnte aber nicht mehr zugelassen werden weil kein Muth mehr war. Es erfuhr dann, daß man beabsichtige, eine größere Schule zu bauen, aber daß es am nöthigen Geld fehle. Was that nun das arme kleine Mädchen? Er sagte ganz allein den Entschluß, durch Sparamkeit die Mittel zu sammeln. Aber nach Ablauf von wenigen Monaten wurde es krank und starb. Einige Tage nachher, als man seine Kleider ordnete, fand man in der Tasche eines Kleides 57 Cents, mit Sorgfalt in ein Papier gewickelt, auf welches es geschrieben hatte: „Zum Neubau der Schule.“ Man brachte diese 57 Cents einem Geistlichen, welcher die Geschichte davon am nächsten Sonntag auf der Kanzel erzählte. Die Herzen wurden bewegt, und jeder wollte das Weisheit des kleinen Mädchens nachahmen. Nach Verlauf von 6 Jahren hatte man ein Capital von mehr als einer Million Dollars. So konnte man nicht nur die Schule, sondern auch das Krankenhaus bauen.

Der boshafte Badfisch.

Ältere Schwester: „Denke Dir nur, Linder, jetzt habe ich dem Missor Fadmeier schon sechs Mal einen Korb gegeben und immer beschäftigt er mich wieder mit seinen Anträgen ...“

Jüngere Schwester (Badfisch): „Er weiß eben, daß keine Gefahr dabei ist — da Du ihm doch von keinem Andern weggeschnappt wirst.“